Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 12

Artikel: Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573515

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Zug nach der Stadt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Hermann Stegemann**, Basel.

(Fortsetzung).

Elftes Kapitel.

Ueber Nacht waren die Blüten aufgebrochen, und das alte Häuschen an der Sonneggstraße, das unter dem eingedrückten, schief aufgesetzten Zeltdach so hinfällig aussah, stand in einem weißen Kleidchen von Birnblust. Die Bienen umschwärmten das Spalier und die Sonne lachte in den Scheiben.

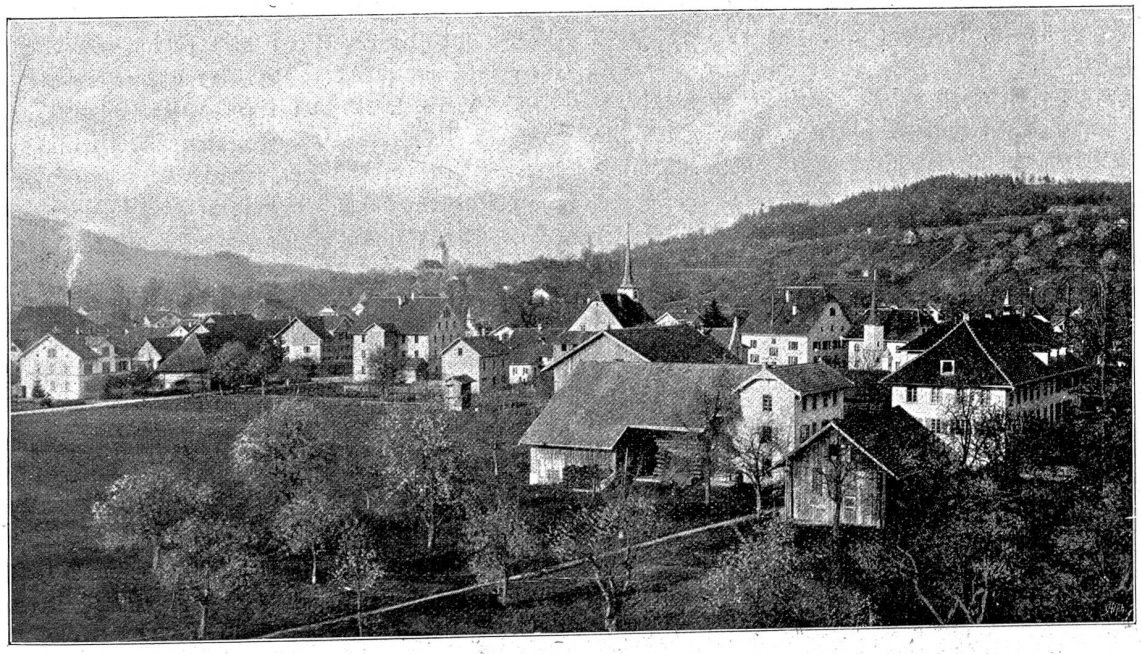
„Aber Jungfer Usteri, Sie husten ja immer noch!“ sagte Hertha zu dem alten Fräulein, das neben ihr am Fenster saß und die Hände an der Kaffeetasse wärmte. „Gehen Sie doch spazieren. Das Wetter ist südlich schön. Einen so herrlichen Frühling hab' ich noch nie erlebt.“

Reinach. Phot. Stocker.

„Und das Gewitter gestern, Fräulein Hertha, es donnerte ins leere Holz: ein gutes Jahr, sagt der Bauer.“

„Ja, die Natur meint's gut mit uns,“ versetzte Hertha träumerisch.

Das alte Weibchen sah eine Weile in das zarte Gesicht des Mädchens, auf dem die volle Nachmittagssonne lag, ohne daß die Augen von der Lichtfülle geblendet schienen. Die feine Leidenslinie, die wie mit einem Stift gezogen von den rosig durchschimmernden Flügeln der schlanken Nase nach den Mundwinkeln lief, vertiefte sich, und mit einem schweren Atemzug sank



Reinach im Wynenthal. Phot. Stocker.

Münster im Kanton Luzern. Phot. Gutersohn.

Hertha in den Stuhl zurück. Da sprach das Geistchen über die Kaffeetasse hinweg: „Sagen Sie mir's, Fräulein Hertha, daß es Ihnen leichter wird. Ich bin nicht neugierig, aber ich weiß, daß es Ihnen gut thät'. Die Engelein in uns haben so viel Mühe mit uns Menschenkindern, wir sind so ungebärdig, daß sie einmal aus dem Mund schlüpfen und reden müssen. Sehen Sie, auch Ihr Engelein ist unruhig, und wenn Sie es ihm erleichtern wollen, so reden Sie, und es wird Ihnen wohl werden."

Hertha richtete sich auf und versuchte zu lächeln.

„Sie sind ein gutes Mütterchen, aber mit Reden ist es bei mir nicht gethan, ich muß handeln. Und — sie zögerte — er kommt heute noch."

„Er? Wer, Fräulein? Ah, ich verstehe. Hüten Sie sich vor dem, er geht zwischen zwei Boten, der eine ist von dem guten, der andere von dem bösen Stern."

„Sie liebes, thörichtes Frauchen," lächelte Hertha und erhob sich, um das Gespräch zum Abbruch zu bringen.

Jungfer Usteri fischte eine Fliege aus der Tasse und setzte sie auf das Fensterbrett. „So ein arm's Würmli," sprach sie und sah dem Tierchen zu, das die Flügel rührte und mit den Füßen die Feuchtigkeit abstreifte.

„Wohl auch ein Geistchen?" fragte Hertha mit sanftem Spott.

„Wer weiß!" entgegnete sie. „Sehen Sie, Fräulein Hertha, es hat mir doch einen Gedanken ins Herz gelegt, ich hab' es bedauern müssen und da, sehen Sie, da fliegt's davon. Wer weiß, was das ist!"

Hertha blickte der alten Frau nach, die die Kaffeetasse hinaustrug, um den Rest des Getränkes, in dem die Fliege geschwommen, auszugießen. Also schien sie ihrer Sache doch nicht so sicher zu sein, daß die Mücke nicht nur ein Insekt gewesen war. Auf dem Flur wandte sich Jungfer Usteri noch einmal um und rief in das Zimmer zurück: „Der Herr Bruder kommt!"

Bernhard kehrte von einem Ausgang zurück. Er war den Zürichberg hinangestiegen und ein wenig außer Atem. „War er schon hier, Herrchen?" fragte er hastig.

„Nein, noch nicht," antwortete sie leise.

„Vielleicht kommt er nicht," versetzte Bernd und beobachtete den Eindruck, den seine Worte auf die Schwester machten. Er fürchtete dieses Zusammentreffen und wußte nicht, wie Hertha Maksimows Werben widerstehen würde. Aber sie blieb ruhig und sprach: „Er kommt."

Bernhard ging aufgeregt auf und ab. So ruhig Hertha schien, so unruhig war er. Wie für sich murmelte er: „Na ja, es ist auch besser so. Aber daß der Vater auch gerade fort ist und dann, ich glaube, mir liegt das Wetter noch in den Gliedern."

„Papa ist gewiß nicht weit," erwiderte Hertha. „Du sagtest mir doch, er habe nur eine Fahrt nach Luzern gemacht."

„Ja, ja, natürlich," beeilte er sich zu antworten. Aber er war befangen und wich ihren Blicken aus. Da trat sie an ihn heran: „Sag' mal, Bernd, mir scheint, wir schleppen alle drei, das heißt jeder für sich, ein Päcklein herum, das jeder vor dem andern verheimlicht. Meinst du nicht auch, es trüge sich besser, wenn wir uns zusammenhäten."

Ein gerührtes Lächeln flog über sein sorgenvolles Gesicht: „Laß gut sein, Herrchen. Papa hat sein Päckchen gestern abgeworfen. Es war ein höllischer Ruck, aber wenn er morgen oder übermorgen wiederkommt, dann wird er wieder der alte Pa sein, der zwischen den Wellen auf und ab gondelt, bald lustig, bald ein bißchen deprimiert, aber mit einem Herzen voller Liebe zwischen uns sitzt und — na, du weißt ja, was wir an unserm Vater haben."

„Damit will ich mich zufrieden geben, Bernd. Bleibt also nur noch dein Päckchen und meines."

„O, ich habe gestern das erlösende Wort gehört, Herrchen. Papa ist im Begriff gewesen, zu kapitulieren, hat es gewissermaßen schon gethan. Aber du, du trägst noch schwer daran."

„Ja, weißt du, Bernd, es ist gar mancherlei darin. Doch da du dein Glück gefunden und gesichert hast, warum sollte ich verzagen? Wäre der Vater hier, ich hätte ihm gesagt, daß ich —" Sie brach ab. Ihr feines Ohr hatte Schritte vernommen, die über den Hausflur kamen. Sie neigte sich vor, die Augen auf die Thür geheftet und wartete. Bernhard aber flüsterte: „Sei stark, Herrchen, sei stark, denk' daran, daß so vieles euch trennt!"

Sie wandte den Blick nicht von der Thüre und stieß aus gepreßter Brust die Worte hervor: „Und lag nicht zwischen dir und Regina auch viel? Und weißt du denn, ob ich die Kraft habe, ihm zu verhehlen, daß es mich zu ihm zieht?"

„Hertha, um alles in der Welt! Komm' zu dir, laß mich erst mit ihm reden! Du bist außer dir!"

Da sprang die Thüre auf. Einen Augenblick stand das junge Mädchen regungslos, dann brach ein schluchzender Schrei aus ihrem Munde und „Papa, mein lieber Papa, o wie gut, daß du es bist, daß du da bist," stammelte sie, und hing an dem Halse des Majors, der den Hut noch auf dem Kopfe hatte, aber sie fest in den Armen hielt und einmal über das andere wiederholte: „Was hab' ich mich nach dir gebangt und gesehnt, mein liebes, altes Mädchen!" Und dabei blinkerte er mit den Wimpern, unter denen es feucht schimmerte.

Bernhard war stumm geblieben. Da reichte ihm der Vater über Herthas Schulter hinweg die Hand: „Kiek mich nicht so baff an, mein Junge. Ich hielt es einfach nicht aus. Als ich gestern Abend am Schweizerhof-Quai promenierte und nach einem Sprühregen ein Regenbogen, schöner als das strahlendste Ordensband aufging über dem See, ich sage dir, da kriegte mich das Heimweh nach meinen Kindern zu packen, daß ich am liebsten da schon retiriert wäre. Aber da hab' ich mich doch ein Endchen geschämt. So'n alter Knabe und Heimweh, wenn er seine beiden ausgewachsenen Kinder nicht im Portemonnaie bei sich haben kann — von dem Fritzchen gar nicht zu reden! Ich bin geblieben, aber heute nach der Table d'hôte, da hielt ich es nicht mehr aus. — Und da bin ich wieder, nur meine Zahnbürste, die hab' ich liegen lassen!"

Er war ins Zimmer getreten, Hertha war aus seinen Armen geglitten, und während Bernhard verständnisvoll die Hand des Vaters drückte, sagte sie lächelnd: „Die Zahnbürste will ich dir verzeihen, wenn du nur den Kragen und den Kamm wieder beibringst!"

„Donnerwetter, Mädel, du hast wohl Inventar gemacht," rief er lustig.

„Und heute vormittag, Papa, was hast du denn da gethan? Bist du mit dem Dampfschiff auf den See hinaus oder mit der Seilbahn auf den Gütsch hinauf?" fragte Bernhard.

„I, wo," entgegnete der Major und ließ sich von Hertha den Hut abnehmen, „ich habe im Hotel einen Brief an Fritz geschrieben und einen vorzüglichen Champagne-Schnaps dazu getrunken." Und dabei blickten seine ehrlichen Augen so heiter in die Welt, und der rostfar-

Kirche in Pfeffikon bei Reinach. Phot. Stocker.

bene Schnurrbart nahm unter seinen Fingern eine so kühne Form an, daß der Sohn laut auflachte. Der Major lachte mit. Hertha aber warf mit einem sanften Vorwurf ein: „Aber Papa, das hättest du doch hier billiger haben können! Und den Brief hätt' ich doch gern mit einer Nachschrift versehen!"

Da begegneten sich die Blicke der beiden Männer, und plötzlich ernst werdend, sagte der Major: „Laß nur, Herrchen, es ist besser so."

Hertha fing den Blick auf, den Vater und Sohn gewechselt. „Aha, das Päckchen!" nickte sie Bernhard zu, und ihre Züge veränderten sich so, daß auf einmal wieder der Jugendschmelz weggewischt schien.

„Was soll das heißen, das Päckchen?" fragte mißtrauisch der Major.

Bernhard wollte eine ausweichende, beruhigende Antwort geben, Hertha aber kam ihm zuvor, indem sie sagte: „Auch ich hab' mich nach dir gesehnt, Papa. Ich muß dir etwas mitteilen aus meinem Sorgenpäckchen. Siehst du, so meint' ich es."

Der Major war unruhig geworden. Um sich eine Haltung zu geben, setzte er sich, und einen zwanglosen Ton anschlagend, begann er: „Also, schieß los, ich höre," schloß aber mit einem Seufzer, der nicht zu der leichten Art paßte.

„Ich beichte nicht lang, Papa, ich habe dir nur zu sagen, daß ich das Studium der Medizin aufgegeben habe, ganz aufgegeben."

Der Vater schien dieses Geständnis nicht recht fassen zu können. „Hör' ich recht? Aufgegeben — also umgesattelt?"

„Nein Papa — abgesattelt."

Schweigen rings. Bernhard war zurückgetreten. Der Major saß vornübergebeugt, die Augen fest auf das Mädchen gerichtet, das mitten in der Sonne stand. Endlich fragte er leise, fast scheu, als fürchtete er, alles sei nur eine Ausgeburt seiner Einbildungskraft, ein Phantom, das vor einem lauten Wort zerstiebt. „Und alles, was du gestrebt und gethan, umsonst? Du kehrst zum Strickstrumpf zurück?"

„Nicht umsonst, Papa. Ich habe gelernt, daß es nicht für mich taugt. Ich habe mich nicht vor der intellektuellen Arbeit gefürchtet und zwinge sie wie so viele von den jungen Leuten; aber sieh, ich hab' zu viel Gemüt dabei zugesetzt. Ich war immer so sehr mit dem Herzen dabei, daß mich alles tief ergriff. Und dann fühlte ich mich auch nicht wohl, sogar richtig unglücklich in den Kollegien, in der Anatomie und überall, wo ich fremd hintrat. Ich war mit dem Gedanken auf die Universität gegangen, auch auf eigenen Füßen zu stehen, aber nicht nur als dienende Gouvernante oder frierende Klavierlehrerin oder Stütze einer Hausfrau, sondern als Gleichberechtigte, als Aerztin, die ihre soziale Stellung wahren kann. Und helfen, Gutes thun, lieb haben wollt' ich auch. Aber es ging nicht. Nun will ich mich gern bescheiden, will wieder nur das Hausputtelchen sein und später — später, o, man macht sich ja schon einen kleinen Kreis zurecht und webt darin, ein Tantchen für diesen, eine Pflegerin für jenes — es wird schon gehen!"

Sie schwieg und sah sinnend durch die Fensterscheiben in den hellen Frühling. Da streckte der Major die Arme nach ihr aus und rief: „Hertha, mein Mädchen, komm her zu mir. Siehst du, der alte Kommisoffizier, der nichts gekannt hat von der Welt als Kaserne und Kasino und seine vier Wände mit dem Kaffeetisch und seiner lieben Frau, der an Kaisers Geburtstag die beste Garnitur in- und auswendig angehabt hat, der hat doch Recht behalten. Wir sind um nichts nach Zürich gezogen, aber es reut mich nicht. Du bist wieder mein altes, einfaches Mädchen, mit oder ohne Heiratsgut, ganz egal. Der Zug ins Fremde, der moderne Großstadtzug, hat dich freigegeben. Siehst du, so ist recht, Kopf hoch, Herrchen, das war alles fauler Zauber. Und daß du dein Herz mit seinem ganzen weiblichen Zartgefühl unverbeult zurückbringst, das ist ein so großer Gewinn, daß ich mich den Kuckuck schere um die paar Namen von Knochen und Muskeln, die sie dir eingetrichtert haben."

Bernhard sah Herthas wehes Lächeln und sagte: „Na, na, Papa, du hältst ja eine Standrede, die sich in der Zeitung sehen lassen könnte."

„Könnte sie auch, mein Herr Doktor. Dich bekehr' ich freilich nicht, du bist so ein moderner Heiliger, der die Menschen in der Retorte destilliert, Männlein und Weiblein, wie der Dingsda im ‚Faust'."

Er war aufgesprungen und hielt Herthas Hände fest. Da sprach sie begütigend, denn er war in der Gemütswallung in Hitze geraten: „Nicht verallgemeinern, Papa. Ich rede nur für mich. Andere sind vielleicht stärker als ich. Ich bin eben nur ein, nun sagen wir, ein Kommismädel, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen, und die gehören, wenn sie nicht als Telephonistinnen oder sonstwie ihr Brot verdienen müssen, ins Haus."

„Und darauf trinken wir eine Flasche Rotspohn!" rief der Major und wirbelte das schlanke, blasse Mädchen im Kreis herum, daß die Röcke flogen. Aber Hertha ging nicht, sondern strich sich nur die zerzausten Haare aus der Stirn und sagte: „Ich bin noch nicht zu Ende, Papa."

„Hertha," sprach Bernhard auf sie ein.

„Nein Bernd, ich weiß, was ich zu thun habe," wehrte sie, und nun sah auch der Major den Leidens-

zug in ihrem Gesicht. Er murmelte: „Mir scheint allerdings: das dicke Ende kommt nach."

Hertha trat ans Eckfenster und blickte die Straße hinab. Noch war er nicht zu sehen, aber die Zeit drängte, denn es war die Stunde, zu der sie ihn mit Sicherheit erwarten durfte. Als sie dem Vater das Gesicht zuwandte, stand der alte Herr hochaufgerichtet, als bereite er sich auf einen Anprall vor, dem er festen Fußes begegnen wollte. Sie suchte nicht nach schönen Worten, sondern sagte einfach: „Herr Maksimow liebt mich, und er ist mir nicht gleichgültig."

So fest der Major auch stand, er fuhr zurück. Im ersten Augenblick fand er keine Worte, keine Stimme, keinen Atem, er wurde kirschrot, und als er sprechen konnte, schrie er laut: „Hertha!" und stürzte auf sie zu: „Hertha, komm' zu dir, Herrchen, Mädchen, das ist ja Wahnsinn!"

„Es sieht sich fast so an, Papa," antwortete sie sanft. Er drehte sich um und ging mit starken Schritten die Stube auf und ab. Als er wieder vor sie hintrat, war er ruhiger geworden. Bernhards Blick lag auf ihm, und der erinnerte ihn an das, was gestern war. Er sprach leise und zärtlich: „Es sieht nicht nur so aus, es ist so, mein Kind. Dein Bruder ist der stärkere, der wird sich seine Frau schon herüberziehen, bis sie aus dem Boden Nahrung nimmt, auf dem er wurzelt. Ich habe mich darein ergeben. Aber du bist ein Mädchen, und daß du keine starke, ich meine keine dominierende Natur bist, das hast du ja an dir selbst probiert. Willst du nun russisch werden?"

„Nein, Pa; ich habe auch noch gar nicht gesagt, daß ich überhaupt seiner Werbung Gehör schenken will."

„Gott sei Dank!" Der Major blies den Atem geräuschvoll durch den Bart, und seine bekümmerte Miene hellte sich auf.

Mühle in Ermensee. Phot. Stocker.

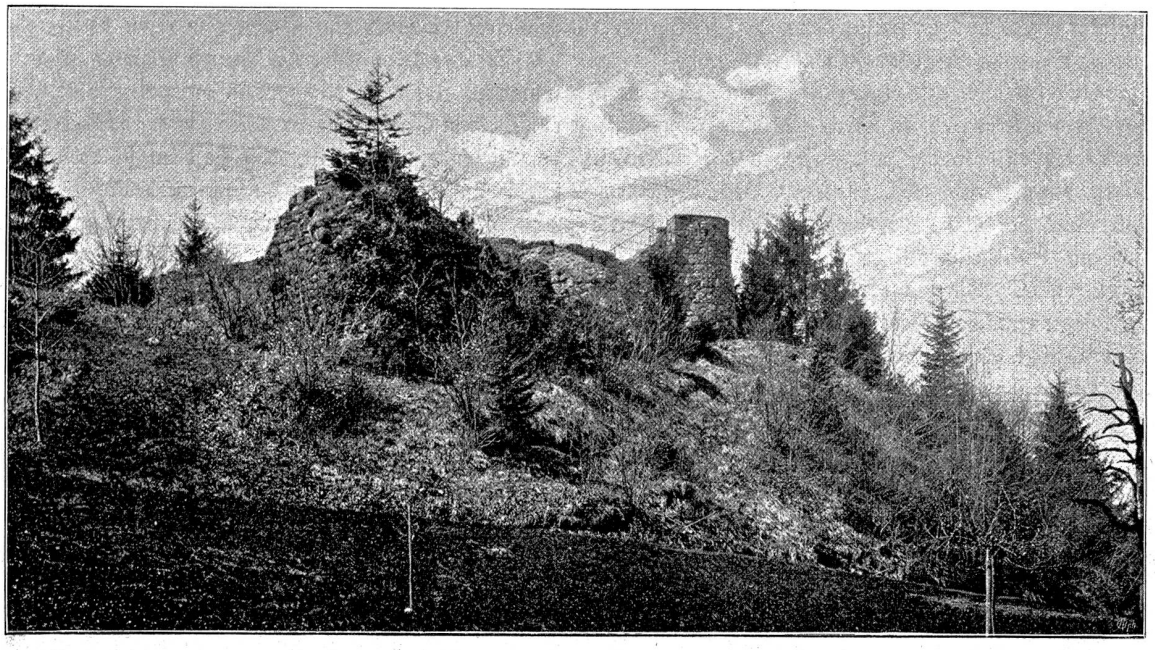
„Also Schluß, Herrchen. Ich werde dem Herrn mitteilen, daß er sich keine Hoffnungen machen darf."

„Thu' das nicht," sprach sie hastig, „ich will es ihm selbst sagen."

„Du selbst! Alle Wetter, das fehlte mir noch," brauste der Vater wieder auf, „an mich hat sich der junge Mann zu wenden! hab' ich noch Autorität hier oder nicht?"

„Gewiß, Papa, aber sieh' mal, es muß doch weh' thun, so abgefertigt zu werden. Auch hast du vergessen, daß ich dir sagte, er sei mir nicht gleichgültig."

Die großen, stillen Augen sahen ihn so traurig und gefaßt an, daß sich ihm das Herz zusammenkrampfte. Bernhard sprach ihm zu: „Laß sie, Papa, sie wird



Burgruine Oberreinach. Phot. Stocker.

schon das rechte Wort finden. Jetzt hab' ich volles Vertrauen zu ihr. Und wenn sie sich so gegenübergestanden haben, dann bleibt auch kein Stachel zurück. Es heilt schneller. Nicht wahr, Herrchen?"

Sie nickte ihm dankbar zu. Der Major stand unschlüssig. Da fiel unten die Hausthüre ins Schloß. Kein Zweifel, es war Maksimow.

„Nun denn — sei es drum. Sei tapfer, mein Kind!"

Ein Wetterleuchten zuckte über das soldatische Gesicht und er verließ das Zimmer, um drüben, in Herthas Schlafkammer, wo die Unterhaltung nicht hindringen konnte, den Ausgang der Auseinandersetzung zu erwarten. Bernhard folgte ihm.

Hertha preßte die Hand auf die Brust, die beschleunigt atmete. Aber sie war gefaßt. Als der Knöchel Maksimows an die Thüre schlug, schloß sie einen Augenblick die Augen, die Hand sank herab und sie rief „Herein!" Endlich war die Stunde gekommen, vor der sie gebangt, nach der sie sich gesehnt hatte. In dem winzigen Bruchteil einer Minute, die verging vom Ruf ihrer Stimme bis zum Eintritt des Erwarteten, zuckte ein Jahr inneren Lebens an ihr vorüber, und als Dmitri Maksimow sich vor ihr verneigte, empfand sie, daß sie am Ende eines wichtigen, des wichtigsten Abschnittes ihres Lebens stand. Und bittersüß trat ihr dieses Gefühl auf die Zunge.

„Sie sind mir angemeldet worden, Herr Maksimow", antwortete sie auf seinen Gruß und bedeutete ihm Platz zu nehmen. Sie setzten sich, zwischen ihnen war Herthas Nähtischchen und einen Augenblick maßen sie sich heimlich, und jedes fand das andere blaß aber ruhig, wie gestählt vom Bewußtsein, daß sie einander das Größte und Innigste zu sagen und über das Liebste zu entscheiden hatten, das das Leben bietet.

Auf Maksimows durchgeistigten Zügen lag das volle Licht und Hertha sah, wie die scharfen Linien die Sorge und Grübelsinn in die weiße Stirn und die Winkel des weichen Mundes geschnitten hatten, sich plötzlich verliefen, als er anfing zu sprechen. Er sprach langsam, die Worte flossen ihm eines nach dem andern zu, wie aus der Tiefe aufquellend, wo er sie gesammelt hatte für diesen Augenblick.

„Sie haben nicht viel zu hören, Fräulein Hertha. Ich weiß zu gut, daß ich an Ihr Gefühl appellieren muß, denn ich habe nicht genug Worte, um alles schön zu sagen. Ich bin schon drei Jahre hier gewesen, tief in Arbeit und ohne Gedanken für etwas anderes als meine Ideen. Da sind Sie gekommen, so fremd, so ganz anders, wie die Frauen, die neben mir hergegangen sind. Und ich fühlte immer mehr und immer stärker, daß ich glücklicher, besser war und mehr von dem Leben hoffte, wenn ich Sie gesehen hatte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich so bin, wie und wo ich geboren und groß geworden bin, wie ich gelebt habe und wie ich aus Rußland hergekommen bin, denn es wäre Ihnen fremd. Aber sehen Sie, daß ich Sie lieb habe, so lieb, wie ein Mensch nur lieb haben kann, das kann ich und muß ich Ihnen sagen. Und glauben müssen Sie es mir auch. Ich war ganz im Dunkeln, da hab' ich Licht gesehen auf einmal, Sie waren es. Ich liebe Sie, Hertha, mit allem Fühlen und Denken, so ganz, daß ich keine Furcht mehr gehabt habe, als die, es Ihnen nicht sagen zu dürfen!"

Er schwieg, aber fortgerissen von dem leidenschaftlichen Impuls, der über die Melancholie seines slavischen Wesens Herr geworden war, ergriff er Herthas Hände und küßte sie inbrünstig mit heißen, zitternden Lippen.

Sie entzog sie ihm. Aber mit einem vollen Blick dankbaren Gefühls für die Neigung, die er ihr entgegentrug, hatte sie auf sein geneigtes Haupt geschaut.

„Ihre Erklärung hat mich nicht erschreckt, Maksimow, sondern, ich darf es gestehen, sie hat mich erhoben. Bitte, lassen Sie mich weiter sprechen: ich will nicht heucheln und auch nicht prüde thun, darüber sind wir ja hinaus. Aber wenn ich auch gern gestehe, daß Sie mir lieb sind, daß ich gern an Sie gedacht habe — was weiter! Sie haben mir gesagt, daß Sie mich lieben, aber Sie haben mir nicht sagen können, wie fremd und anders Sie sind als ich. Und ich, ich will es nicht. Also, was nun, mein Freund!"

Wie seine Augen schwarz geworden waren, wie angstvoll er über das blasse Gesicht fuhr!

„Sie fragen noch, Hertha? Sie wissen es doch; ich bin doch kein Jüngling, der mit leichtem Herzen geht, nachdem er sich die Liebe heruntergesprochen hat, wie ein Gedicht! Ich habe gearbeitet, habe alles andere gelassen, bin nur noch für Sie dagewesen. Ich habe eine Stellung erhalten, und Sie wissen, daß ich genug kann, um bald in die Höhe zu kommen in meiner Wissenschaft. Ich liebe Sie, Hertha, und ich frage also, ob Sie die Liebe teilen und mein sein wollen."

Sie saß zurückgelehnt, die blonden Haare von der Sonne durchleuchtet, und einen Augenblick schien es, als wüßte sie keine Antwort. Er sprang auf und beugte sich über sie. Sein Gesicht, sein Mund senkte sich auf ihr Antlitz. Da stieß sie zwischen Angst und Schmerz hervor: „Es kann nicht sein, ich fühl', daß es nicht sein kann!"

Er fuhr zurück, daß das Tischlein schwankte und totenblaß, in furchtbarer Aufregung, stammelte er: „Hertha, es ist nicht möglich! Ich liebe Sie ja so unsagbar!"

„Aber wir würden unglücklich, unsagbar unglücklich werden," entgegnete sie leise.

„Unglücklich! Weil ich ein Russe bin, ein Wilder, der von Talgkerzen und Knutenhieben gedeiht und Sie eine Westeuropäerin! Lassen Sie sich nicht verblenden von solchen Phrasen! Ich will ja alles anders machen, meine Freunde abschwören, hier bleiben, Rußland und den Zaren vergessen und arbeiten, für Sie arbeiten!"

Sie erschrak vor dem wilden Schmerz, der mit Hohn und Flehen einherfuhr und auf ihr stilles, gefaßtes Wesen wie eine unheimliche Gewalt eindrang. Plötzlich

Dorfstraße in Richensee. Phot. Stocker.

sah sie die Kluft, die zwischen ihnen gähnte und sich erhebend sprach sie scheu: „Und wenn Sie alles vergessen, Sie selbst werden nicht anders werden, nicht aus sich herauskommen!“

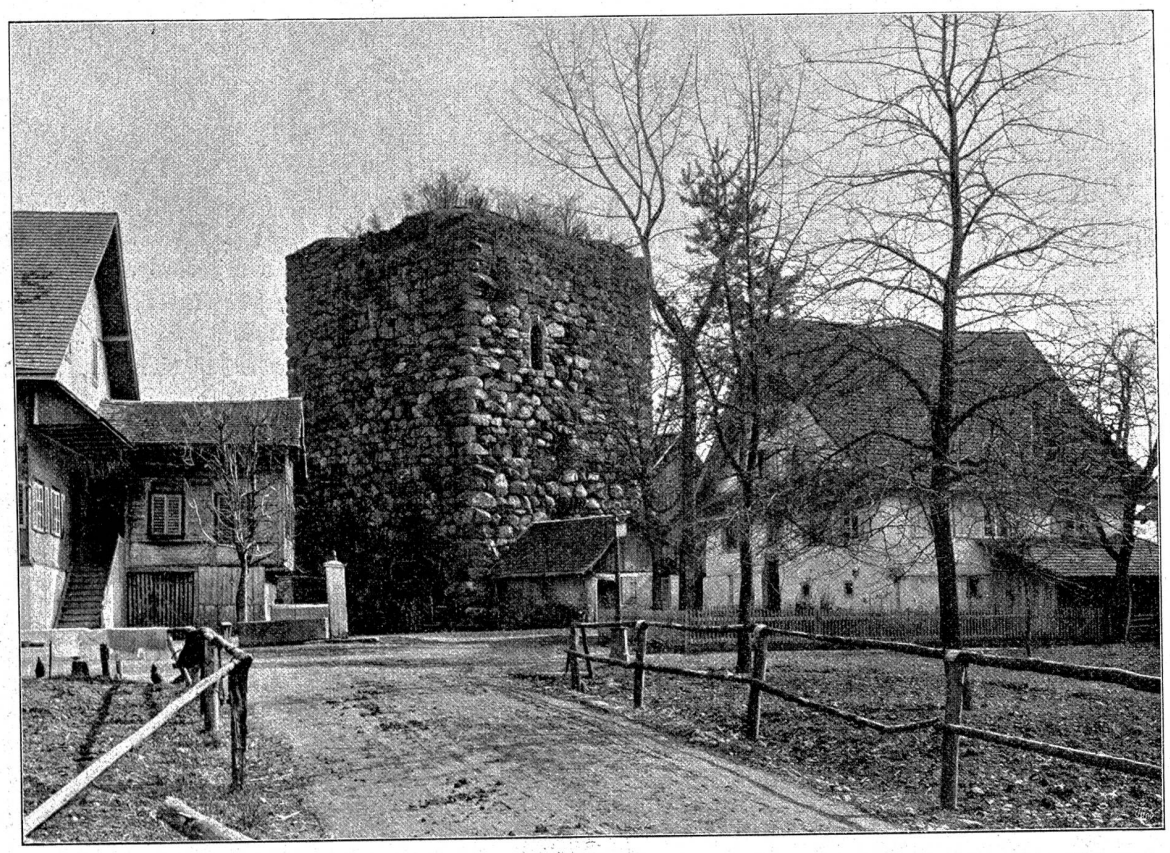
Er lachte verzweifelt auf, preßte die klopfenden Schläfen mit den geballten Händen und stöhnte: „Sie wissen ja nicht, was Sie mir anthun! Ich bin in einem Landstädtchen, in einem Spezereiladen groß geworden, zwischen gebückten Krämern, fetten Beamten und verhungerten Bauern. Sie wissen nicht, was Rußland ist, Hertha! Ich bin herausgewachsen aus diesem Elend, aus der dumpfen Not und Rechtlosigkeit. Aber ich habe russisch gefühlt und auch mitgethan gegen die Despotie, unter der sich dort alles krümmt, daß kein freier Hauch hinein und keiner hinauskann. Und das alles, alles will ich vergessen, abschneiden, wie man einen Faden abtrennt, für Sie. Denn ja, ich fühl' es, Hertha, daß das sein muß, wenn ich Sie fragen darf, ob Sie meine Frau sein wollen. Aber nur sagen Sie nicht nein!“

Hertha lauschte, und auf einmal packte sie eine Erinnerung. Sie erschrak und fragte flüsternd: „Versteh' ich Sie recht, Sie sind nicht nur Gelehrter, sondern Sie haben auch politische Interessen?“

Seine leidenschaftliche Aufregung war jäh verschwunden. Ein Zug finsterer Entschlossenheit versteinte sein Gesicht und er antwortete: „Ich war bis jetzt, was wir alle sind, Nihilist!“

Das Mädchen bebte zurück. Sie starrte ihn mit Augen an, in denen Schrecken und Mitleid brannte. Aber das Mitleid überwog und sie flüsterte: „Sie Armer!“

Eine Blutwelle schoß in sein Gesicht, als schämte er sich des Bedauerns, das er geweckt hatte, und wie zur Rechtfertigung fuhr er tonlos, aber in starrem Eifer fort: „Das Wort macht Sie erschrecken. Aber gegen Gewalt hilft nur Gewalt. Der Zar, die Regierung hält alles am Boden. Ein Volk ist nicht da, denn es darf sich nicht zusammenthun und zusammen fühlen. Politisch denken und reden darf man nicht, alles ist unterdrückt. Gegen den Despotismus gibt es nur ein Mittel, den Schrecken. Doch das verstehen Sie nicht, Hertha. Und das kümmert uns auch nicht.“



Der alte Turm in Richensee. Phot. Stocker.

Aber als er ihr Gesicht erblickte, ihre Haltung, da schlug ihm die Erkenntnis, daß sie nie einwilligen werde, sein Weib zu werden, wie ein Blitz in die Seele.

„Ich versteh' es nicht, nein, Maksimow, ich versteh' es wirklich nicht,“ klagte sie, und ihre Augen schwammen in Thränen. Sie unterdrückte ein Schluchzen: „Ich

fühl' es immer stärker, daß wir nicht dieselbe Sprache reden. Ich habe für Sie gefühlt, aber was es war — ich weiß es nicht."

Eine Weile war es still zwischen ihnen, eine bange, tödliche Stille, wie nach einem vernichtenden Hagelschlag, der nichts, kein Leben, kein Hoffen mehr übrig gelassen hat.

„Sie haben mich nicht geliebt." Wie ein Hauch kam es von seinen Lippen und er tastete nach der Lehne seines Stuhles.

So fanden sie sie und der Major hielt sie fest, während sie das Weh schüttelte, und flüsterte: „Kopf hoch, mein Mädchen, es stößt das Herz nicht ab. Hinunterwürgen, Kind, das ist's, was stark macht."

Aber dabei brannten ihn die Augen wie Feuer, und Bernhard sah, wie ein glitzernder Streifen in den Schnurrbart rann.

Es mochte wohl einige Minuten gedauert haben, da richtete sich Hertha wieder auf und trocknete die verweinten Augen. Dann wandte sie sich an Bernd und

Dorfstraße in Richensee (Kant. Luzern).

„Mein Freund," sprach sie sanft.

„Nein, nicht das, nicht Mitleiden, Hertha! Ich gehe schon. Es ist aus!"

Er wandte sich zur Thüre. Da kam Leben in sie und ihm nacheilend, faßte sie seine kalte Hand: „Was thun Sie, was thun Sie jetzt?"

Eine entsetzliche Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Ein bitteres, düsteres Lächeln flog über sein Gesicht: „Arbeiten. Leben Sie wohl."

Und sie ließ ihn gehen. Nein, sie liebte ihn nicht, aber bis ins Innerste erschüttert, sah sie ihm nach und als unten die schwere Thüre ins Schloß fiel, brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus.

bat ihn um einen Dienst. Er versprach im voraus, ihr zu Willen zu sein und nun sagte sie: „Bitte, fragt mich nie, was diese Stunde gesprochen worden ist. Und wenn du mir in dieser Sache wirklich einen Dienst leisten willst, so verkehre mit ihm wie bisher, ich meine, bei eurer Arbeit."

Und als sei das nicht genug, fügte sie zögernd hinzu: „Vielleicht gehst du heute einmal horchen, was er thut. Du hast ja einen guten Schlüssel zu seinem Hause."

Der Major that, als hörte er diese Bitte nicht, Bernhard aber blickte die Schwester forschend an. Doch sie gab keine nähere Erklärung und bewegte nur die Lippen, wie zu einer stummen, lautlosen Bitte.

„Ich will es versuchen," erwiderte er leise und nahm seinen Hut.

In den Gärten, an denen er entlang schritt, unter den noch dürren Reben, blühten die Pfirsichbäume und in dem Vorgärtchen vor Eglis Haus dufteten starkriechende Hyazinthen. Hammerschlag und das Aechzen der Winden tönte von einem entfernten Neubau herüber, und auf der Matte, wo die Keller gegraben wurden, schöpften die Arbeiter das Wasser aus, das der gestrige Platzregen in die Gruben getrieben hatte. Bernhard blickte zu Maksimows Fenstern empor. Das der Küche, die ihm als Laboratorium diente, stand offen, aber der Inhaber war nicht zu sehen.

Als Bernd läutete, kam ein junges Mädchen und öffnete. Er erriet, daß es eine der Lehrtöchter war, die Frau Egli zur Ausbildung und als Ersatz für Agnes ins Haus genommen hatte. Es schien ihm besser, erst unten einzutreten, wo das Herz ihn hinzog und später, wie zufällig, den Weg zu Maksimow zu nehmen. Und während er durch den Flur schritt, überraschte ihn der Entschluß, heute den Vater Reginens um die Hand seiner Tochter anzugehen. Zwar waren kaum vierundzwanzig Stunden verstrichen seit der Hochzeit der Schwester; und bis nach diesem festlichen Tage zu warten mit seiner Werbung, das hatte er der Geliebten in die Hand und auf den Mund versprochen. Aber dieses Versprechen hatte er erfüllt, und niemand konnte ihn der Uebereilung zeihen, wenn er jetzt die Frage an die Eltern that. Er trat in das Musikzimmer, wo alle Besucher empfangen wurden. Er wartete. Da kam ihm ein Bedenken: es dünkte ihn unzart, den Tag, der Herthas Schmerz gesehen, zum Zeugen seines Glückes zu machen. Und sinnend, das Herz von sehnsüchtigen Gefühlen bewegt, saß er in dem einsamen Zimmer.

Auf einmal wurde er sich bewußt, Stimmen zu hören. Nebenan im Speisezimmer wurde laut und lebhaft gesprochen. Und jetzt erkannte er die Stimme der Mutter und in einer kurzen Antwort die Reginens. Er fuhr auf. Die Stimmen wurden lauter, Frau Egli sprach in den heftigsten Tönen. Wohl trat er bis an das Fenster, weit weg von der Verbindungsthüre, aber die Worte verfolgten ihn. Er sah sich um. Da fiel sein Auge auf das Klavier. Zwar verstand er nicht zu spielen, aber einige Akkorde genügten ja, an seine Anwesenheit zu erinnern. Und hastig ging er über den Teppich und öffnete das Instrument. Aber da schlug die Stimme Reginens an sein Ohr, so schmerzlich und entschieden, jedes Wort wie eine Glocke, die voll und rein klingt, daß er die Hand von den Tasten zog und lauschte.

„Es ist so und nicht anders, Mutter. Ich liebe ihn und wenn er mich heute von Euch begehrt, so werdet Ihr mich nicht unglücklich machen und mich ihm geben."

„Nicht heute und nicht morgen," erwiderte die Stimme der Mutter. „Ich hab' dich nicht groß gezogen, um jetzt keine Stütze mehr zu haben. Und wenn auch der Vater schweigt, er denkt wie ich."

„Aber, Mutter, ich hab' ihn doch so lieb! Und er geht aus dem Lande. Er kann doch nicht ohne mich gehen!"

„O du Einfalt, du gehst und verlässest uns? Deine Schwester und mein Tochtermann haben mir versprochen, mitzusorgen für das Geschäft, und du, ein junges Ding, willst in die Fremde, fort von daheim, zu Fremden?"

„Ich kenn' dich nicht mehr, Mutter," klagte das Mädchen, „die Sorge um das Geschäft und die Angst um unser Wohlergehen in der Stadt hat dich verändert. Ich höre deine Liebe nicht mehr zu mir reden. Du fährst ja so oft mit der Nadel in die Bibel, sieh doch einmal zu, ob sie dir nicht das Wort trifft von dem Kind, das Vater und Mutter verlassen soll und dem Manne nachfolgen!"

„Nein, jetzt nicht. Ein Kind ums andere, niemals! Eher zieh' ich die Hand ab von dir!"

„Mutter!"

Der Schrei riß Bernhard von dem Klavier aus seinem Lauschen auf und hart klopfte er an die Thüre, drückte die Klinke nieder und trat in das Wohnzimmer. Wie eine Erscheinung stand er plötzlich unter ihnen. Regina sah ihn mit leuchtenden Augen an, aber sie rührte sich nicht vom Tische, wo sie aufrecht stand, und auch Frau Egli wandte nur den Kopf, und ihr Gruß war kaum hörbar. Nur der Vater, er, der bisher stumm, wie teilnahmslos in der Fensterecke gesessen hatte, erhob sich plötzlich voller Leben und streckte Bernhard die Hand entgegen, als habe er nur auf ihn gewartet. Und doch wußten weder er noch Regina, daß Bernd gekommen war. Die Mutter aber, der die Lehrtochter seine Ankunft gemeldet hatte, war, darüber in Aufregung geratend, mit jenem Verbot an Regina herangetreten, das zu dem lauten Auftritt geführt hatte.

Bernhard ergriff die Hand des Vaters mit Wärme und sprach: „Sie wissen, warum ich komme, Herr Egli, und Ihre Hand halt' ich jetzt als ein Pfand fest. Ich habe Reginen aufrichtig lieb, mit allen Kräften meiner Seele. Sie werden mir mein Glück nicht verweigern!"

Aber bevor noch der Vater die Antwort über die ungelenke Zunge gebracht hatte, rief die Mutter mit zitternder, verhaltener Stimme: „Vater, du thust es wider meinen Willen!"

Da stockten ihm die Worte im Mund und er verstummte. Aber Bernhard kam ihm zu Hilfe, indem er sagte: „Sie haben meinem Vater das Wort gehalten und ich weiß, daß Sie treu sind."

Und dann wandte er sich an die willensstarke Frau und fuhr fort: „Und Sie, Frau Egli, Sie dürfen mir wohl Ihr Kind anvertrauen. Glauben Sie mir, Regina ist nur dem mächtigeren Gefühle gefolgt, dem, das man den Zug des Herzens nennt. Seien Sie uns nicht im Wege. Es thät' mir wehe, wenn ich die Mutter nicht überzeugen könnte, daß ich hier für unser beider Glück stehe und bitte."

Keinen Augenblick kam ihm der hochmütige Gedanke mehr, daß es seiner unwürdig sei, vor diese kleine Frau aus dem Volke als ein Bittender zu treten. Seine Aufwallung war verschwunden, als er über die Schwelle getreten war und mitten in den engen Kreisen das geliebte Mädchen stehen sah mit dem reinen, von innerm Leben erfüllten Angesicht.

Und Regina flüsterte: „Hör' auf ihn, Mutter, ich hab' ihn ja so lieb!"

Aber das schmale Gesicht, das in dem halben Jahr, das sie in der Stadt verlebt, spitzer und älter geworden war, erweichte sich nicht, und zu dem Freier gekehrt, antwortete sie: „Sie ist nicht für Sie, Herr Doktor — ein Mädchen ab dem Land!"

Da flog ein stolzes Lächeln über Bernhards Züge: „Regina ist für mich noch tausendmal zu gut."

„Bernhard!" Zwischen der Mutter und dem Vater hindurch sprang sie mit diesem Jubelton seliger Freude in seine Arme und hielt sich an seinem Nacken und merkte nicht, wie der Glücksquell in ihrem Herzen überfloß, daß die hellen Tropfen, aus ihren Wimpern fielen. Und als die Mutter unwillkürlich die Hand ausstreckte, um sie zurückzureißen, kam plötzlich Leben in das stille, versonnene Gesicht des Vaters und er sagte langsam und undeutlich: „Sie sind stärker als du, Karolina. Laß sie's schaffen!"

Aber da rief die Frau in hellem Zorne, und all die Gereiztheit, in die sie Sorgen und Unrast gestürzt hatten, zitterte in ihren Worten: „Nein, nein, wenn ich das Kind aus dem Haus geben muß, so wollt' ich lieber, es kehrte aufs Dorf zurück, wo es immer hätte bleiben sollen."

Regina richtete sich auf. „Du wehrst dich umsonst, Mutter. Einmal bricht doch dein besseres Gefühl wieder durch und dann sagst du ja."

„Das braucht's ja nicht," lachte sie schluchzend auf. Aber du willst gehen, willst mich verlassen. Gut, so geh', geh' heute noch. Ich halt' dich nicht. Ich will, daß du gehest."

„Mutter!" Und „Mutter" rief auch Bernhard und schlug unwillkürlich den Arm wieder fester um Reginen.

„Ja, geh' nur, geh' doch hinauf auf den Berg und warte dort, bis das Aufgebot ergangen ist und ich in vier Wochen zwei Kinder aus dem Haus gehen sehe. Lieber will ich dich heute schon entbehren."

Und ihrer Aufregung nicht länger gebietend, aufgerieben von den Sorgen um Geld und Gut und die Ehre, die sie in dem Kampf um ein märchenhaftes Aufblühen ihres Glückes in der Stadt eingesetzt glaubte, brach sie in fassungsloses Weinen aus.

„Es wär' noch nicht das Letzte," murmelte Egli und seufzte.

Reginens Haupt sank auf Bernhards Schulter und er sah in ihre tiefen, feuchtschimmernden Augen. Ueber dem leidenschaftlichen Wortgefecht und der schmerzlichen Verwirrung, in die sie sich verstrickt sahen, tauchte, ihnen beiden sichtbar, auf einmal das Gelände am See auf, das friedliche Dorf auf der Höhe, von dem man auf die klaren Gewässer und die leuchtenden Berge, auf die grünen Matten und die weiße, vieltürmige Stadt blickte.

(Fortsetzung folgt).

Späte Blumen.

Längst ist dahingegangen
Wie scheuer Tauben Flug
Die Zeit, da mein Verlangen
Mich zu der Mutter trug.

Ich saß auf ihrem Schoße,
Blickte sie schweigend an,
Ihr Aug', das blaue große,
Hatt' es mir angethan.

Und als daraus die heiße
Thräne herniederquoll,
Von Sehnsucht mir das weiße
Segel der Seele schwoll.

Ich flog hinauf zum Garten,
Wo milde Lüfte weh'n,
Als Blumen all' die zarten
Schimmernden Sterne steh'n.

Ich wollte die schönsten pflücken
Der Sterne im Himmelsraum,
Die Mutter zu beglücken —
Und sank in tiefen Traum.

— — — — — — —

Und als ich spät erwachte,
Ihr meine Blumen bot,
Kein Mutterauge lachte;
Denn sie war lang schon tot.

Arnold Ott, Luzern.